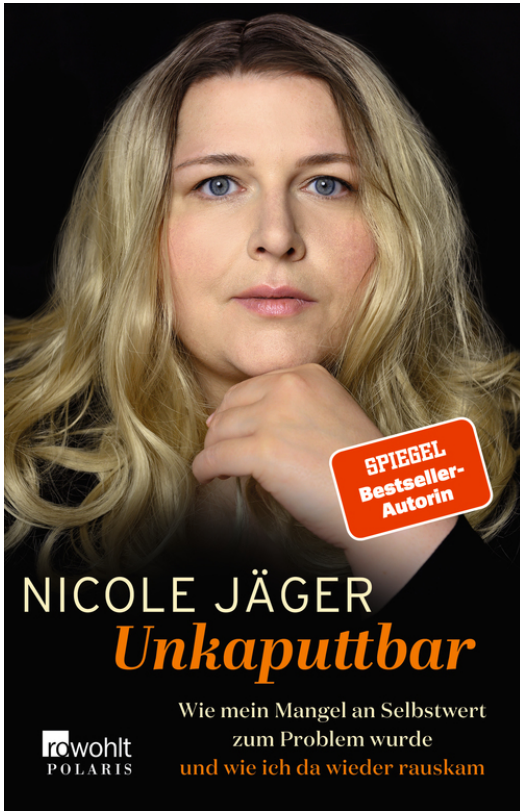


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00584-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de.

Nicole Jäger

Unkaputtbar

*Wie mein Mangel an Selbstwert zum
Problem wurde und wie ich da wieder
rauskam*

Rowohlt Polaris

Originalausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg,

September 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Covergestaltung HAUPTMANN & KOMPANIE

Werbeagentur, Zürich

Coverabbildung Antonina Gern

Satz aus der Swift

Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00584-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Auf Messers Schneide

Von meinem Sofa zur Terrassentür sind es etwa zehn Meter. Vielleicht ein wenig mehr, ich habe es nie gemessen und selbst wenn, könnte ich es mir nicht merken. Es wäre auch eine arg belanglose Information, denn wozu braucht man dieses Wissen schon?

Ich habe noch nie einer Konversation beigewohnt, und sei sie noch so belanglos, in der irgendwann mal der Satz fiel: «Und, Nicole? Wie weit ist es so zu deiner Terrassentür?» Dabei liebe ich unnützes Wissen. Ich kenne noch die Telefonnummer meiner Eltern aus meiner Kindheit. Ich weiß, dass Erdbeeren eigentlich Nüsse sind oder, um genau zu sein, Sammelnussfrüchte. Diese kleinen gelben Dinger auf der Erdbeere, die so gerne zwischen den Zähnen hängen bleiben, das sind Nüsse. Das zu wissen, macht es nicht besser, wenn man sich zwischen den Zähnen herumfummelt, ich weiß. Gurken und auch Bananen hingegen gehören wiederum zu der Familie der Beeren. Ich weiß so etwas. Ich weiß auch, dass die Geier in Walt Disneys «Dschungelbuch» den Beatles nachempfunden sind. Ja wirklich, kein Witz. Ursprünglich sollten die Beatles den Geiern sogar ihre Stimmen leihen, fanden jedoch keine Lücke in ihrem straffen Terminplan. So was weiß ich. Warum der Mann, der dort an meiner Terrassentür steht, mich seit Stunden so anschreit, das weiß ich allerdings nicht.

Das Rot seines Kopfes passt gut zu meiner Wohnzimmer-

deko. Es ist ein großes Wohnzimmer. Mit viel Liebe zum Detail habe ich es über Jahre eingerichtet, alles hier. Zwei Stockwerke voller Gefühle. Guter wie schlechter. Hier ist alles zu Hause. Mein Herz. Meine Katze. Ich und all die Geschichten, über die ich mal gerne spreche, oft aber lieber schweige, und in den Ecken, in die niemand so genau schaut, tummeln sich all jene Augenblicke, von denen ich am liebsten sagen würde, dass ich nichts mit ihnen zu tun habe. Hier leben meine Kreativität, meine Muse und eine Spinne namens Friedrich. Ich behaupte seit Jahren, es sei dieselbe Spinne. Dabei weiß ich nicht einmal, ob Hausspinnen wirklich so alt werden können, aber ich rede mir das ein, weil es mich irgendwie beruhigt. Die Alternative wäre nämlich, dass hier im Haus recht viele Spinnen leben, die sich nur irgendwo verstecken, und wenn ich darüber genauer nachdenken würde, müsste ich das Haus anzünden und den Kontinent wechseln. Und das möchte ich nicht, denn ich bin hier ja zu Hause.

Zu Hause ist so ein großes Wort. Für mich. Denn ich fühle mich so gut wie nirgends zu Hause, obgleich es mir so viel bedeutet. Zuletzt fand ich mein Zuhause so richtig in meiner Studentenwohnung. Eine kleine Wohnung von 34 Quadratmetern. Wohnzimmer, winziges Schlafzimmer, in das nur mein Bett und ein sehr schmaler Schrank passten, eine Küche, ein kleines Bad. Klingt klein. War es auch. Aber es waren die schönsten 0,0034 Hektar Erde, Schutz und Unterschlupf. Bis dann er kam. Also nicht der Terrassentür-Er, der kam später. Sondern ein anderer Er, der erst einzog, dann auszog, dann wieder einzog, bis ich wegzog. Es sind immer Ers, die meine Geschichte prägen. Er, für den ich in eine andere Stadt ziehe. Er, der in einem anderen Land lebt und mich überlegen lässt,

zu ihm zu ziehen, bis ihm nach drei Jahren auffällt, dass er vielleicht erst einmal seine Freundin fragen sollte, was die davon hält. Er, der meine Einrichtung in Schutt und Asche legt. Er, der das Telefonkabel samt Buchse aus der Wand reißt, als ich zum Telefon greife und die Polizei rufen will. Er, der stärker ist als ich. Körperlich. Und das unter Beweis stellen muss. Er, der lauter ist. Der die Eier verliert, wenn ich mehr Geld verdiene, aber gar nichts dagegen hat, dass ich sein Leben finanziere, solange ich bloß nichts dazu sage. Er, der mir das Gefühl gibt, die Einzige zu sein, die Auserkorene, Göttin unter Göttinnen, während er mit seinem Leben bei mir und seinem echten Leben bei seiner Freundin, seiner Frau, seinen Kindern, seinen Geliebten jongliert. Die Freundin, mit der längst Schluss ist. Die Frau, die selbstverständlich von allem weiß, wo denkst du hin, Nicole. Er, der mir klar zu verstehen gibt, dass er niemals «so einer» ist, bis sich herausstellt, dass er so einer ist. Er, der zuschlägt. Nicht mit Fäusten. Nie mit Fäusten. Immer mit Worten. Mit Gesten.

Ich bin eine Frau, die man nicht schlägt. Gewiss hätte man so manches Mal gern, aber man scheint mir anzusehen, dass ich dann zurückschlagen würde. Mein Papa hat seinen Töchtern beigebracht, sich zu wehren, wenn es geht, und wegzurennen, wenn es nicht mehr geht. «Wenn dich jemals ein Mann schlagen sollte, dann fall einfach um und bleib liegen.» Sagte er immer. Den Nachsatz «Und dann ruf mich an, ich komme sofort vorbei und kloppe dem Bastard eine Plattschaufel vors Fressbrett» sagte er meistens nur in seinem Kopf. Leise. Aber jede Silbe war so gemeint. Natürlich. Es wäre ja auch nicht das erste Mal gewesen, dass er das getan hätte. Einmal kam das schon vor. Es war ein Reflex, wird er später erzählen. Eine Art Kurzschluss. Er wisse ja auch nicht so ganz warum, aber seine

Töchter müsse er ja beschützen. Für uns, so sagt er immer, gehe er, ohne mit der Wimper zu zucken, in den Knast.

8 Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, ob seine Wimpern zuckten an dem Tag auf der Baustelle. Es war sonnig, das weiß ich noch, und es war warm. Meine Mama schob einen Kinderwagen wippend hin und her. Beruhigendes Schwanken für die kleine Puppe, die meine Schwester damals noch war. Zu jung, um zu sitzen, und fürchterlich winzig. Ich war immer ein wenig neidisch, weil ich die ganze Zeit laufen musste, während sie sich den Himmel angucken durfte und nie, aber auch wirklich nicht ein einziges Mal diese lange Strecke zu Papas Baustelle gehen musste. Sie wurde geschoben, dieser Glückspilz. Ich lief dafür ständig gegen diese orangen und grünen halbrunden Mülleimer, die damals noch an jeder zweiten Ampel hingen, weil ich auch ständig in den Himmel schaute, wie meine Mama immer sagte. Was ich gar nicht tat, zumindest nicht nur. Es war nur immer so viel los in meinem Kopf und in der Welt um mich herum. Alles voller kleiner Details. Regenwürmer, die vor der Hitze gerettet, Hummeln und Wespen, die mühsam vom Boden geklaubt werden mussten, damit niemand drauftrat. Zwar mochte ich Wespen noch nie, aber noch weniger mochte ich die Vorstellung, zerquetscht zu werden, nur weil man gerade gepflegt auf dem Boden chillt. Marienkäfer, die Schönheit von Grau, die eine Stadt nur im Sommer hat, Betonromantik, Pustebumen, Steine für die Hosentasche, und zwischen den Gehwegplatten lagen immer Schrauben, Muttern, kleine Dinge, die Papa bestimmt brauchen könnte. Oder irgendwas, das glitzerte. Da war keine Zeit, um auf die Straße zu achten. Oder eben auf diese Behälter, die auf mich immer wirkten wie hilflose kleine Monster, deren große Öffnung zum Einwerfen des Mülls für mich so aussah,

als riefen sie nach ihrer Mutter. Was ich vermutlich auch getan hätte, wenn man mich mit Müll beworfen hätte.

Es gab diese Behälter in exakt drei Ausfertigungen: überquellend voll, leer, der Inhalt dafür unter dem Behälter auf dem Boden verteilt, oder geschmolzen. Irgendeinen Experten gab es immer, der nicht begriff, dass heiße Zigaretteglut auf Papier in einem Mülleimer eventuell eine dumme Idee sein könnte. Dabei hatte ich das schon als Kind gelernt. Ich durfte nicht einmal Filtertüten mit warmem Kaffeesatz in den Müll werfen, weil man munkelte, dies könne die Mülltüte durchschmelzen, und dann würde sich all der Matsch beim Anheben des Müllsacks in die Küche übergeben. Und wer müsste das dann wieder saubermachen? Richtig, Mama. Und wer bekäme dann Ärger? Richtig, ich. Also kam nichts Warmes in den Mülleimer. Ich handhabe es noch heute so.

Heute sind diese öffentlichen Müllsammelbehälter rot. Mal hängen sie noch immer an Ampeln, mal stehen sie an den Gehwegen. Sie haben aufgeklebte Augen, und unter der Öffnung sind Sprechblasen mit kecken Sprüchen angebracht. Der Mülleimer als dein Buddy. Jedes Mal, wenn ich heute an ihnen vorbeigehe, denke ich: Siehst du, ich war nicht die Einzige. Wer auch immer sich das ausgedacht hat, hat die gleichen kleinen Monster gesehen, die auch ich sah. Ob du, der du das eingeführt hast, wohl auch Regenwürmer und Hummeln rettetest? Und wenn ja, machst du das heute auch noch? So wie ich? Solange ich mich bücken kann, werde ich das tun. Ich muss. Weil ich irgendwann einmal ein Bild sah, die Nahaufnahme einer Ameise, die ein Beinchen tastend nach oben streckt. Am Ende dieses Beinchens berührte sie einen Finger. Dessen Spitze, um genau zu sein. Gigantisch im Vergleich zur Ameise. Eine zarte Berührung zwischen diesem Wesen mit so viel Kraft und

Macht in nur einem einzigen Finger und einer wunderschön filigranen Ameise. Über diesem Bild stand: Für den, der zu dir aufschaut und deine Hilfe braucht, bist du Gott, also gib acht. Ein Spruch, so schmalzig wie ein Autoaufkleber. Nachhaltig beeindruckt hat mich das Bild trotzdem, und seither denke ich, in meiner Funktion als Königin der Doppelmoral, dass ich kleine Tierchen aufsammeln muss, immerhin bin ich ja Gott oder so, während es zum Abendessen dann Steak gibt. Ich bin mir der Absurdität dessen vollkommen bewusst, und eines Tages, in irgendeinem anderen Leben, da werde ich alles richtig machen. In diesem Leben werde ich das nicht mehr schaffen, befürchte ich, aber ich rette Regenwürmer, man muss ja klein anfangen.

Zu Papas Baustelle ging es immer dann, wenn er in der Nähe unserer Wohnung arbeitete, was eher selten der Fall war, weil in ganz Hamburg ständig Rohre brachen, alles überschwemmten und er dann irgendwo Straßen aufstemmte, Löcher buddelte, Kanalisationen erneuerte und irgendetwas tat, für das man Schuhe mit Stahlkappen und Helme tragen musste. Papa meinte immer, dass er die Dinger trage, weil es Pflicht sei, sich ihm jedoch nie erschloss, wovor sie nun ausgerechnet ihn schützen sollen. Wenn es regnete, würde er trotzdem nass, und als er damals in der Baugrube von Tonnen an Sand und Geröll verschüttet wurde, hätte ihm der Helm wenig geholfen. Das Einzige, was von oben kommen könne, wäre ein Konterstein von einem Kran. Das sind diese großen Betonklötze, die hinten am kurzen Ende eines Krans, dem Gegenausleger, angebracht sind. Meist vier oder fünf an der Zahl, die dafür sorgen, dass so ein Kran nicht nach vorne kippt. Wer so ein Teil auf den Kopf kriegt, meinte Papa immer lachend, über den wird niemand

sagen: «Na, ein Glück hat Hans-Peter einen Helm getragen. Klar, er ist jetzt Püree, aber der Helm, der war immerhin schön gelb.»

Meinen Humor habe ich, glaube ich, von ihm. Das zu große Herz habe ich von beiden Eltern, und den Po von meiner Mutter. Genau diesen bemerkte dann an jenem Tag dort auf der Baustelle auch ein Kollege meines Vaters. Eine Spur zu süffisant kommentierte er, dass mein Vater hübsche Töchter hätte, gerade die Große, bei der Kleinen könne man das ja noch nicht so sehen, und dass das äußerst praktisch sei, denn wenn wir dann eines Tages groß seien, könne mein Vater uns auf den Strich schicken, um etwas dazuzuverdienen.

11

Abgesehen von unnützem Wissen finde ich schlechte Witze ganz großartig. Beispiel: Was ist weiß und stört beim Essen? Eine Lawine!

Was ist weiß, dann rot und dann nicht mehr da? Schneidezähne, wenn eine Schaufel mit 80 km/h auf ein Gesicht trifft. Papa zuckte vermutlich wirklich nicht mit der Wimper. Weder, als er von seinem Polier eine Abmahnung bekam, die er mit den Worten «Du hast selbst Kinder, du hättest auch zugeschlagen» entgegennahm, noch in dem Moment, als sein Chef nickte, die Abmahnung zurücknahm, zerriss und sagte: «Stimmt. Aber richtig ist es dennoch nicht.» Nein, richtig war es nicht.

Es war auch nicht richtig, diesen anderen Typen unter ein Auto zu treten, bis er bettelte, dass mein Vater damit aufhören möge. Was er tat. Schließlich hört man auf, wenn einer am Boden liegt. Oder unterm Auto. So viel Ehre muss sein. Papa sagt, es war seine eigene Schuld. Also die des Typen unter dem Auto.

Meine Mutter war im letzten Drittel mit ihrem ersten Kind

schwanger. Mit mir. Es war Hochsommer. Extrem warm. Sie trug ein Kleid, braun mit Blumen, und sie trug schwer an mir. Meine Eltern gingen spazieren. Langsam. Mama watschelte schon, meint Papa immer. «Der Unterm-Auto-Typ hat einfach eine dumme Entscheidung getroffen», sagt Papa gern. Darauf komme es im Leben ja oft an. Entscheidungen. Und die von dem Typen war eben keine gute. Als er auf dem Fahrrad an meiner Mutter vorbeiradeln wollte und sie ihm nicht schnell genug Platz machte, stieß er ihr im Vorbeifahren absichtlich den Lenker in den Bauch, trat in die Pedale und brüllte im Vorbeirauschen noch, die fette Kuh solle gefälligst aus dem Weg gehen. Zum Unglück des Lenkerremplers war die fette Kuh die schwangere Frau meines Vaters, der mit seinen 156 Zentimetern auf Klapperlatschen von jetzt auf gleich in den Turbogang schaltete. Wie eine zu straff gespannte Feder explodierte er hinter dem Fahrradfahrer her. Verlor unterwegs diese völlig unpraktischen Latschen (eigentlich keine Latschen, sondern diese damals schwer modernen Holzclobs aus den Niederlanden, die aus mir völlig unerfindlichen Gründen schwer en vogue waren). Der Fahrradfahrer war schnell. Mein extrem angepisster Vater war schneller. Auf gleicher Höhe angekommen, schubste er ihn im vollen Run – oder bei voller Fahrt, je nach Blickwinkel – vom Rad und trat ihn unter ein Auto, bis er sich flehentlich bei meiner Mutter, meinem Vater, dem Rad, mir im Bauch und der Welt entschuldigte.

Nein, richtig war auch das nicht. Aber wenn er heute die Geschichte erzählt, grinst er wie ein kleiner Junge, und wenn ich die Geschichte erzähle, bin ich immer ein klein wenig stolz auf den Papa, der mir beigebracht hat, dass man die, die man liebt, um jeden Preis beschützt. Ansonsten war er nie gewalttätig. Nie. Meine Eltern sind die Kinder von Menschen,

die Argumente mit Schlägen bekräftigten, und beide haben sich, wie jede Generation, geschworen, sie würden es eines Tages besser machen. Und das haben sie. Besser. Oder vielleicht sagen wir es so: anders. Mit Liebe auf jeden Fall. Meistens. Das haben sie zumindest immer gewollt. Und mit Strenge. Viel davon. Das hat uns nie geschadet, meint Papa.

Als ich jetzt, dort auf meinem Sofa sitzend gen Terrassentür schaue und versuche, die verbalen Schläge auszuhalten, die man mir entgegenbrüllt, bin ich mir da manchmal nicht so sicher.

13

Er ist wütend auf mich. Das ist er eigentlich immer. Mal sehr, mal in abgeschwächter Form, aber irgendwie bringe ich ihn ständig auf die Palme. Er ist mein Freund. Das behauptet er immer, und ich behaupte es auch. Ich glaube jedoch, dass das seit Jahren schon nicht mehr stimmt. Die Szene ist optisch beinahe schon idyllisch, denn mein Wohnzimmer ist in sanfte Farben getaucht, von draußen scheinen die Lichter in den Bäumen herein, die ich dort aufgehängt habe, um der Nacht ihre Härte zu nehmen, und zeichnen ihn fast schon weich. Licht ist auch im Haus überall, erhellt jede Ecke, dient als Deko, vertreibt Schatten und untermalt die Stimmung eines Abends, wie er in jedem x-beliebigen Sommer stattfinden könnte. Ich mag es, mich mit Licht auszudrücken, Stimmungen zu erzeugen allein mit dem Farbenspiel der Beleuchtung. Ein Gemenge aus Pflanzengrün, hellem Boho, dunklem Holz und farbigem Licht. Warme Töne. Beruhigend. Mein Zuhause ist weich und rund. So wie ich. Wäre es ein Geschmack, würde man es vielleicht als vollmundig bezeichnen und als ein wenig zu verspielt, aber gerade eben so noch okay. Mit irgendeiner Zutat, die man dann als «Ich weiß nicht, was es ist, und ich weiß auch nicht,

ob ich es mag, aber ich kenne den Geschmack» umschreiben würde. Ein Schutzraum aus Farben. Das menschliche Auge kann 7 000 000 verschiedene Farbnuancen wahrnehmen. Er sieht nur schwarz, grau und verblichene Farben. Nicht wirklich natürlich, er ist nicht farbenblind und hat keinen Sehfehler, aber er macht meine Farben stumpf. Es ist, als habe er sich über die Jahre in einen der grauen Männer aus «Momo» verwandelt. Gekommen, um mir das Lachen zu rauben. Oder den Verstand. Manchmal fürchte ich, es ist das Gleiche. Er steckt dort an der Terrassentür wie ein Stachel in einer Wunde, und die Geborgenheit meines Zuhauses blutet an ihm aus.

Er saugt sie weg und mich aus.

So fühlt es sich an. Nicht nur in diesem Streit, sondern schon seit einer Weile – mit mulmigem Gefühl muss ich zugeben: seit Jahren. Ich verliere mich an ihn. Nicht die romantische Form von verlorenen Herzen an Ritter in goldenen Rüstungen, sondern die Variante, die sich anfühlt, als schleife er mich stumpf. Worte wie Schmirgelpapier. Schreien als Meinungsverstärker. Schweigen zur Strafe. Er nennt es Liebe, und diese Liebe ist sein Grund für alles. Weil er mich liebt, könne er ja nicht anders, müsse er sich immer um mich kümmern, opfere er sich auf, gebe er alles, verlange er nichts außer ein klein wenig Aufmerksamkeit. Wovon ich ihm immer zu wenig gebe, weil ich auch noch andere Interessen habe als ihn. Schlafen zum Beispiel oder arbeiten oder schlimmer noch: Freunde treffen. Alles sei mir wichtiger als er. Nie tue ich etwas für ihn. Das brüllt er mir in meinem Haus entgegen, in dem ich ganze Räume nur für ihn gestaltet habe. Orte, an denen er arbeiten, sich zu Hause fühlen und sein kann. Räume, die niemand außer ihm und mir betreten darf. Ein ganzes Stockwerk, nur

er. Er nennt es «nichts». Er nennt es «nicht genug», und genau das ist es auch für ihn, niemals genug. Die Farbe ist nicht die richtige Farbe, die Möbel sind nicht sein Style, der Raum nicht schnell genug für ihn hergerichtet. Alles, was ich bin, ist im Weg. Nicht einmal bereit, meine Freunde für ihn aus meinem Leben zu verbannen, sei ich. Kein einziges Mal habe ich darüber nachgedacht, einen Schlusstrich unter meine Familie zu ziehen, damit ich endlich mit ihm glücklich werden könne. Ich sei ja nicht einmal bereit, für ihn weg- oder mit ihm zusammenzuziehen. Nicht einmal das. Und dann diese Scheißbühne, die sei mir ja wichtiger als alles andere, und diese Scheißbücher, die ich schreibe, und diese Scheißkunst. Niemand braucht das wirklich. Wie kann mir das wichtig sein? Wichtiger noch als er. Er, der mir doch alles geben würde. Und dann die verkackten Auftritte im TV und diese völlig belanglosen Sachen. Das ist es, was ich mache. Sachen. Dinge. Allesamt auf jeden Fall zum Kotzen und Scheiße noch mal wichtiger als er. Als wäre überhaupt irgendetwas wichtig, wenn es darum geht, einmal – wirklich nur ein einziges Mal – etwas zu tun, um ihn glücklich zu machen. Abgehoben sei ich, nur ums Geld ginge es mir. Das war mal anders, meint er. Bis ich so ein raffgeriges Stück wurde, das für ihren Erfolg über Leichen ginge. Über seine Leiche. Ausnutzen würde ich ihn, aber er könne ja nicht fort, er halte es ja aus, er liebt mich ja und stecke deswegen alles weg. Bis ich eines Tages endlich verstehe, dass ich nur ihn brauche. Ihn und seine Liebe. Alles, so sagt er, sei mir wichtiger als diese Beziehung. Immer, so meint er, würde ich nur nehmen und er alles geben. Nie, so brüllt er, hätte er eine Chance, glücklich zu werden, weil er sich ausgerechnet in mich verliebt hat, obwohl er sich so lange dagegen gewehrt hat,

und nun verwehre ich ihm alles, was er brauche, um glücklich zu sein. Dabei fordere er doch nicht viel, nur eben mein Leben.

16 Ein Leben, und er wird nicht müde, es zu betonen, das ihm gehört. Eine Schuld, die ich abzutragen habe. Denn ohne ihn, das wisse ich im Grunde auch selbst ganz genau, sei ich nichts. Eine Schuld, die ich niemals abtragen könne, weil sie mit jedem Tag größer werde. Er hält es aus mit mir, obwohl das wirklich nicht einfach sei, nie einfach war. Er müsse stets zurückstecken, und nie käme genügend zurück.

Ich immer, er nie. Er immer, ich nie. Der Refrain unserer Verbindung. Ein Lied, das seit Jahren spielt, ein Ohrwurm, der sich direkt in die Seele frisst und dort Eier legt.

Ich halte das aus, weil es das ist, was ich gut kann. Aushalten. Es ist wie damals im Wohnzimmer meiner Eltern. Wenn wir dort nebeneinander standen, meine Schwester und ich, wie die Pfeifen der kleinsten Orgel der Welt. Nur drei Töne spielend. Ja, Papa. Nein, Papa. Und Stille. Widerworte waren nicht erwünscht. Auch Strenge ist Liebe, und meine Eltern liebten uns sehr. Alles war nur gut gemeint. Nichts sollte böse sein. Erziehung brauche nun einmal Härte. Das habe noch niemandem geschadet, und im Grunde läge es ja auch an mir, dass es so viel Ärger gibt, denn ich spürte nicht. Als große Schwester habe ich als Vorbild zu dienen, und so wurden die Fehler meiner Schwester meine Fehler. Denn entweder hätte ich es für sie regeln können, was auch immer zu regeln war. Nein, Papa. Oder ich hätte es von vornherein richtig machen können, dann hätte sie es sich nicht falsch abgeschaut. Ja, Papa.

«Was willst du zu deiner Verteidigung sagen?» Schweigen.

Nicht aus Wortlosigkeit, denn Worte hatte ich immer viele – einen ganzen Ozean an Sätzen, Fragen und dem Bedürfnis,

diese herauszuschreien. Stumm zu bleiben, fühlte sich an, wie nach zwei Litern Apfelsaft und einer fünfstündigen Autofahrt nirgends ein Klo zu finden. Die gleiche Verzweiflung, die gleiche Eile in jeder Bewegung, mit hektischem Blick auf der Suche nach einem Busch zum Dahinterverstecken. Das Gefühl, als platze man gleich. Hilfesuchend mit dem Blick gen Mama, die auch nur stumm zurückschaute, den Kopf schüttelte oder den Mund verzog. «Ich weiß, er ist anstrengend, Kind, aber was soll ich machen?»

17

Ja, Mama, was sollst du schon machen, und wir beide wissen doch, dass Schweigen die weniger harten Konsequenzen mit sich bringt. Wie viel ist eine eigene Meinung wert? Wie wichtig ist sie im Vergleich zum Seelenheil? Warum etwas sagen, wenn man doch weiß, dass es das schlimmer macht und man eigentlich nur durchhalten muss, dann hört das Anschreien irgendwann wieder auf. Es sind doch nur Worte. Wir beide wissen das. Im stummen Verständnis vereint und dennoch so weit voneinander entfernt, denn du sitzt da neben ihm, und ich stehe hier, auf der anderen Seite des Tisches. Angeklagt vor seinem Tribunal. Verteidige mich stumm. Erst mit Tränen, und als die mit einem «Brauchst gar nicht anfangen zu heulen, das nützt dir auch nichts» abgestellt werden sollen, dann auch ohne. Einfach nur aushalten.

So ein Wohnzimmer bietet verblüffend wenig Gebüsche, hinter denen ich vor etwaigen Konsequenzen in Deckung gehen konnte, also blieb ich vor meinem Vater stehen wie die Schweizer Garde vor dem Papst. Manchmal nur Minuten. Manchmal Stunden. Je nachdem, wie lange es dauerte, bis er damit fertig war, mir zu erklären, warum mein Handeln falsch, seine Regeln richtig seien und seine Weltanschauung die einzig wahre sei,

während ich noch keine Ahnung hätte. Vielleicht hat ihm nie jemand gesagt, dass man für Gefühle keine Ahnung haben muss. Vielleicht waren ihm Gefühle auch einfach nicht so wichtig wie Pünktlichkeit, Ordnung, Gehorsam, erledigte Hausarbeiten oder dass nach 21 Uhr niemand mehr aufs Klo ging, damit meine Eltern im Wohnzimmer nicht von fürchterlich nervigem Wasserrauschen gestört wurden. Vielleicht wusste er nicht, dass ich nicht «immer gleich beleidigt» war, wie er es mir regelmäßig vorwarf, sondern bis heute ein Mensch bin, der verletzt werden kann. Vielleicht hätte ich ihm mal sagen sollen, dass ich nicht aus Trauer losheulte, sondern aus Wut. Aus dieser Art von Wut, die aus Hilflosigkeit entsteht, weil ich mich so klein und wertlos fühlte und nichts richtig zu machen schien. Und dass ich es viele Jahre ernst meinte, wenn ich sagte, dass ich es wirklich richtig machen wollte. Jedes Mal, nach jedem Tadel. Ich versuchte danach immer, noch besser zu sein, noch leiser, noch weniger auffällig, noch korrekter, war immer noch enttäuschter von mir, immer noch überzeugter davon, dass er recht hatte und ich nur zu faul sei, mich zu bemühen. Aber wie sehr ich mich auch bemühte, ich schaffte es nie. So schien es zumindest, denn an dieser Stelle im Wohnzimmer stand ich mir die Füße wund. Auf diesem flauschigen Teppich, hauptsächlich braun, schwarz umrandet und mit orangenen und roten Kreisen darauf, dessen Flusen ich alle mit Namen kannte, weil ich so viel Zeit damit verbrachte, auf den Boden zwischen meinen Füßen zu schauen, während ich mir zu merken versuchte, was gesagt wurde. Ich zählte Fussel und Krümel und die Fäden, die herausstanden, las die Überschriften der Zeitungen, die in diesem kleinen Fach unter dem Tisch lagen. Dort, wo Fernsehzeitungen, Fernbedienung und Strickzeug nun einmal lagen. Ohne Widerworte, denn dass «Hast du was

dazu zu sagen? Sag ruhig, was du denkst» eine Falle war, wussten wir alle. Versucht habe ich es dennoch, natürlich, ich war ja nicht nur schüchtern, ich war auch trotzig, und manchmal hatte ich den Mut aufzubegehren, also antwortete ich tollkühn und heroisch ab und an so etwas Törichtes wie «Ich finde nicht, dass ich da etwas falsch gemacht habe. Denn ich kann ja nichts dafür, dass ...» oder noch verhängnisvoller «Aber beim letzten Mal hast du doch gesagt, ich solle es genau so machen ...».

19

Ganz! Dumme! Idee! Niemand tadelt den König. Keiner ist so leichtsinnig und widerspricht wirklich. Das hat nämlich Konsequenzen und diese lauten: Liebesentzug. Erst wurde es laut. Dann wurden die Worte scharf genug, um zu schneiden. Und dann folgte die Verbannung in das eigene Kinderzimmer. Dort, so schloss er die Diskussion, die nie eine Diskussion war, sondern ein gebrüllter Monolog, dann regelmäßig mit den Worten ab, könne ich wieder herauskommen, wenn ich darüber nachgedacht hätte, was ich gerade falsch gemacht habe. Vorher wolle man mich vorne, in der guten Stube, nicht mehr sehen.

Ich fand oft nicht heraus, was ich falsch gemacht hatte. Nicht einmal dann, wenn ich wirklich angestrengt darüber nachdachte. Also blieb ich hinten im Zimmer. Leise, um nicht zu stören, und ging mit einem frostigen «Gute Nacht» ins Bett anstelle des sonst üblichen «Schlaf gut, Kind, wir haben dich ganz doll lieb». Kinder, die nicht artig sind, hat man nicht mehr lieb. Das war die Regel. Und weil ich meinen Fehler nicht fand, fing ich irgendwann an, Fehler einzugestehen, die ich nicht einmal sah. Ja zu sagen, wenn ich gefragt wurde, ob ich verstehen würde, was ich falsch mache, und selbst die Fehler meines Vaters und die aller anderen als meine auszugeben, damit er mich wieder lieb hatte. Damit das Packeis in meinem Zimmer

wieder abtauen konnte. Damit ich wieder gesehen wurde. Papa war Gott, und wir waren Papas Kinder. Sehr privilegiert, wenn andere uns etwas anhaben wollten; aber nichts und niemand steht über Gott. Und Gottes Liebe wollte ich unbedingt. Ich war jedes Mal unendlich erleichtert, wenn irgendwann abends leise die Tür aufging, Mama reinkam und leise sagte, dass Papa das so nicht meinen würde, dass ich ihn doch kennen würde, ich solle mir das nicht so zu Herzen nehmen, dass sie mich lieb hat und bestimmt bald alles wieder gut sein würde. «Kennst ihn doch.» Ja, sagte ich dann, und weil ich nicht wollte, dass sie sich schlecht fühlt, lächelte ich sie an, sie lächelte mich an, und wir gaben uns das Gefühl, dass das doch alles nicht so schlimm sei und wir im Grunde doch Verbündete sind. Am nächsten Tag hörte ich sie auf ihn einreden, wohlwollend und besänftigend, und irgendwann fiel dann mein Name. Wieder antreten. Zurück auf den Teppich, dorthin, wo ich stundenlang stand und den Weisheiten Gottes lauschte. Dort endlich gab es Absolution. Ein letztes Mal Abbitte leisten, ein letztes Mal sagen, wie leid es mir tut und dass ich es beim nächsten Mal besser machen und keine Fehler mehr machen werde und dass es mir wirklich, wirklich, wirklich sehr leidtut. Und sagte ich schon, dass es mir leidtut? Auch, dass ich immer so emotional bin und dass ich ständig alles vergesse und dass ich einfach nie genug zuhöre und so verweichlicht bin. Dass ich so dick bin und so lahmarschig und so bequem, dass ich nicht genug Vorbild und zu wenig aufmerksam bin und man ja recht habe, dass ich an allem eigentlich selbst schuld bin. Das alles tat mir leid, und ich meinte es so. Und dann, wenn ich lange genug aushielt, kam endlich sein Lächeln und traf mich wie ein Sonnenstrahl, der durch eine Gewitterwolke bricht. Ein Lächeln, das die Situation entkrampfte, mich aus der Verbannung entließ, mir

sagte, ab jetzt sei es wieder gut, mich von diesem elendigen Teppich fortbrachte, den ich hasste wie die Pest. Orange, Rot und Braun mit schwarzer Umrandung, welcher ehrenamtliche Aushilfs-Clown hatte sich diese Farbkombination ausgedacht? Das muss der gleiche Typ gewesen sein, der es für eine gute Idee hielt, Pfefferminzeis oder Kondome mit Knoblauchgeschmack herzustellen. Jede Wette, der mag auch total gerne ganz weich gekochten Rosenkohl. Lauwarm. Vom Vortag. Was sich meine Eltern dabei gedacht haben, sich so ein Teil zu kaufen, wird mir auf ewig ein Rätsel bleiben. Ich male mir aus, dass sie mit einer Waffe bedroht wurden oder der Teufel ihr Erstgeborenes gefordert hatte, wenn sie dieses Stück Geschmacklosigkeit nicht unter den heiligen Wohnzimmertisch legen. Vielleicht war der Teppich auch aus dem Boden gewachsen, und sie hatten den Kampf dagegen nach Jahren aufgegeben? Denn dass sie als junges Paar verliebt und Hand in Hand in einem Laden gestanden und unter all den Möglichkeiten ausgerechnet dieses Ungetüm gewählt hatten, will ich mir nicht vorstellen. Meine Eltern mögen nicht immer ganz einfach gewesen sein, aber derart geschmacklos waren sie nun auch wieder nicht. Hoffe ich.

21

In meinem Haus liegen keine Teppiche. Kein einziger, und nichts hier ist absichtlich orange.

Und dennoch ist es, als würde ich nach all den Jahren des Erwachsenseins immer wieder auf diesem Teppich landen. Nur dass es dieses Mal ein Sofa ist. Nicht das erste Sofa, auf dem es so ist. Nicht der erste Mann, mit dem es so ist. Die Orte wechseln, die Namen wechseln, die Teppichäquivalente wechseln, nur die Situationen wiederholen sich wie die schlechteste Version

von «Und täglich grüßt das Murmeltier». Und sie werden schlimmer.

22

Neben mir liegt mein Kätzchen. Schwarz wie die Nacht, wirkt sie wie ein zusammengerollter Fellball in ihrem hellen, sehr kuschelig anmutenden Körbchen. Auch das ist weich. Wie alles hier. Das einzig Harte steckt in meiner Terrassentür fest und schwadroniert gerade ausgiebig darüber, weswegen er mich verklagen könne, und dass er auch überlege, es zu tun, wenn ich nicht einlenken würde, versteht sich. Dass ich generell auch wirklich gefügiger sein könne, der letzte Sex sei schon wieder ewig her. Sein Ausdruck von Ewigkeit erstreckt sich demnach über einen Zeitraum von unter zehn Tagen. Außerdem habe er mir meine Verfehlungen einmal aufgeschrieben und sie mir als Mail geschickt. Eine Excel-Datei mit Auflistungen all meiner Schwächen, und dem entgegengestellt all die Dinge, die er für mich täte, ganz ohne Gegenleistung. Ich habe die Mail geöffnet, es ist ein umfangreiches Dokument mit einem langen Anschreiben. Förmlich. Als wäre er mein Sachbearbeiter beim Finanzamt. Kühl. Unpersönlich. Voller Sätze, in denen das Wort Liebe vorkommt. Kein einziger Satz, der voller Liebe ist. Stattdessen eine Aneinanderreihung von verletzenden Worten. Nicht, dass er mich beschimpfen würde, so simpel ist er nicht. Es ist viel perfider und einfacher, denn er kennt meine Schwachstellen, und geschickt, wie er ist, nutzt er sie. Hebelt mich mit Worten auf wie eine Auster und legt die verletzlichen Weichteile in mir frei. Nicht, ohne mir vorzuwerfen, dass die Perle, die in mir ruht, lila ist und nicht weiß, so wie er es gerne haben würde, aber das sei ja eigentlich klar gewesen, denn nicht einmal das würde ich ihm erfüllen, so einen einfachen Wunsch. Seitenweise. Tabellenweise. Er droht. Sehr subtil. Mit meinem

Untergang. Verlust. Meinen Ängsten. Liebesentzug. Anwälten und der Androhung von Gefahr. Gefahr, in die ich mich bringen würde. Zwar geht sie von ihm aus, aber das sei meine Schuld, denn ich habe ihn erst dazu gebracht. Er sorgt dafür, dass ich mich klein fühle, verletzlich und in Schwierigkeiten. Ich fühle mich mies, und er liebt das. Mich zu behandeln, als sei ich Dreck unter seinen Schuhen, ist für ihn so einfach, wie Seifenblasen zerplatzen zu lassen, und genauso befriedigend. Fast könne man meinen, er empfinde dabei sexuelle Erregung, was er vermutlich auch tut. Je schlechter es mir geht, desto süffisanter sein Lächeln. Immer. Ein Lächeln, das so gut wie nie seine Augen erreicht. Ein gruseliger Umstand, der mir viel zu spät aufgefallen ist und den ich jetzt nie mehr übersehen kann.

23

Mein Kätzchen schnurrt wohligh in der Wärme und Geborgenheit des heimeligen Körbchens. Sie liebt meine Nähe, und ich empfinde die ihre als Schutz. Vermutlich ist sie kein allzu unüberwindbarer Gegner, aber sie hat scharfe Krallen, spitze Zähne und im Regelfall sehr miese Laune, und ich kann mich zu ihr retten. Mit den Gedanken zu ihr schweifen, behutsam über ihr Fell streicheln, mich daran festhalten, dass ich sie, wenn es hart auf hart kommt, immer beschützen würde. Es da jemanden gibt, für den ich stark sein muss. Den ich verteidigen muss, wenn er ihr in der Küche mal wieder aufs Pfötchen tritt, sie aufheult und er dann brüllt, ich solle dafür sorgen, dass das Scheißvieh aus dem Weg geht, sonst sorge er dafür, dass sie nirgendwo mehr hingehet. Mit meinem größten Küchenmesser auf sie deutend. Kein Lächeln. Auch nicht, als er mich wissen lässt, dass es eine Frechheit sei, dass ich ihn jetzt so entgeistert anschauen würde, schließlich sei es ihre eigene Schuld, wenn sie so im Weg herumliegen würde in seiner Küche. Die meine

Küche ist. Auf dem Boden, den ich bezahle. In dem Haus, in dem er einstmals Gast war und jetzt Eindringling ist. Sie ist zierlich und nicht größer als das Messer in seiner Hand, mit dem er abwechselnd auf sie und dann auf mich deutet. Wütend, immer so wahnsinnig wütend. Während ich mich dafür verachte, so schwach zu sein. So anhänglich und liebesbedürftig und mit so wenig Selbstwert, dass meine Angst, ohne Liebe im Leben zu stehen, mich dazu bringt, lieber mit einem Mann im Raum zu sein, der mit einem Messer vor mir steht, als alleine zu sein.

Ich mag das Messer. Es war vor etlichen Jahren ein Verlobungsgeschenk. Ein anderer Mann, eine ähnliche Geschichte. Die Ehe hielt am Ende gerade mal 20 Monate, dieses Messer jedoch hält seit Jahren jedes Versprechen. Damaszener Stahl. Handgeschmiedet. Schwarzer Griff. Schwer. Groß. Mit beeindruckend scharfer Klinge und einem Griff, der perfekt in der Hand liegt. Wie gemacht für meine Hand und meine Leidenschaft zu kochen.

Ich bin froh, dass ich es habe. Verstaut in einer Messerrolle aus Leder, am ewig selben Platz in der Küche. Normalerweise. Denn jetzt, in diesem Moment auf dem Sofa, ruht es gut verborgen unter dem Katzenkörbchen in meiner Hand.

Seit Stunden.

Diese Nacht wird ohne ein Blutbad enden, aber sie wird mich nachhaltig erschüttert zurücklassen. Verängstigt und mit dem Gefühl, einen Unfall erlebt zu haben.

Ich werde mit weichen Knien aufstehen vom Sofa. Ich werde in die Küche gehen und das Messer dorthin zurücklegen, wo

es hingehört. Dann werde ich die Terrassentür schließen und anschließend ins Bad gehen. Stundenlang heiß duschen, bis ich mich nicht mehr so elendig und dreckig fühle, und wenn ich damit fertig bin, werde ich aufgeweicht vor dem Spiegel stehen. Groß, dick, nackt und mit dem Gefühl, am Boden zu liegen. Ich werde mich betrachten, verheult und alles andere als stark, und mir ein Versprechen geben. Das Versprechen, dass der nächste Mensch, dem ich meine bedingungslose Liebe schenken werde, auf den ich besser aufpassen und den ich achten und mit Respekt und Rücksicht behandeln werde, der Mensch ist, der das alles am meisten braucht und verdient.

25

Ich selbst.

Drei Uhr morgens

26

Der unwirklichste Ort der Welt ist das Klo in einem Club um drei Uhr morgens. Wenn einem der eigene Kopf vorkommt wie ein gut geschüttelter Cocktail aus gebrüllten Gesprächen, lauten Musikfetzen und den Dramen einer durchzechten Nacht und man sich dann aufmacht, vorbei an tanzenden, schwitzenden Körpern, um getrieben vom Puls dröhnender Bässe aufs WC zu flüchten. Mit dem Öffnen der Tür betritt man für eine kurze Zeit eine andere Welt. Eine Art Safespace inmitten des Gewusels auf der anderen Seite der Tür. Hier wird die Musik leiser, dafür der Bass drückender. Eine Atempause. Kurzes Sichsammeln. Kaltes Wasser in Gesicht und Nacken. Durch fremde Lippen großzügig verteilten Lippenstift beseitigen und neu auftragen. Die warme Stirn an kühle Fliesen legen. Ein Ausdruck von «Alles zu viel», den jeder kennt und niemand kommentiert. Eine Hand auf einer Schulter. Ein kurzes Drücken. Ein «Geht's?». Klar. Geht immer. Und wenn es nicht mehr geht, dann ist das hier auch okay. Hier, wo man in der Zeit, die es braucht, um Hände zu waschen und das Makeup aufzufrischen, Freundschaften schließt, Brüderschaft trinkt (ja, auch dort), sich ver- und entliebt, der nächstbesten Frau lautstarke Komplimente voll offener Anbetung entgegenschleudert und sie sich mit feuchten Augen und vielen Umarmungen revanchiert. Man kennt sich plötzlich, obwohl man sich noch nie getroffen hat und sehr

wahrscheinlich auch nie wiedersehen wird. Man kümmert sich umeinander. Die eine plappernd, die andere still. Pflaster für den Schnitt vom runtergefallenen Glas. Blasenpflaster für die Fersen. Traubenzucker für den Kreislauf. Härteres für die Stimmung. Bürste für die Mähne, die nicht gebändigt werden will. Kurz nur da sein. Bauch nicht mehr einziehen. Das Marmor-Grinsen aus dem Gesicht massieren. Alle Frauen dort kennen das. Kennen sich. Menschen, die einem noch nie begegnet sind, erkennen einen plötzlich wieder, und weil man betrunken ist und weil man irgendwie Teil dieses Augenblicks ist und weil man nicht alleine sein will und weil es eben dieser komische Ort um drei Uhr morgens ist, spielt man jedes Spiel mit. Spiele ich jedes Spiel mit. Dort sind wir Schwestern, Geliebte, Freundinnen. Waffenstillstand am Spiegel. Eitelkeiten haben keinen Platz an einem Ort, an dem einer Klopapier am Schuh klebt. Hier erfährt man alles, was es über die Nacht zu wissen gibt. Wer mit wem und was passiert ist.

Habt ihr das auch mitbekommen?

Mit diesem Typen am Eingang?

War das nicht der, der auch mit der Barfrau rummachte?
Oder war das der andere?

Hat jemand einen Tampon? Ich schwöre, ich blute immer dann los, wenn es nicht passt!

Das schwören wir immer alle.

Gott, ist der DJ heiß. Er spielt mein Lied.

Ich könnte schwören, ich kenne dich von irgendwoher.

Ladys, passt mein Lippenstift eigentlich gut zu mir?

Hat eine von euch ein Kondom?

Habt ihr die vorhin gesehen, wie die sich an den einen Typen rangemacht hat?

Ich bin ja nicht so eine.

Wir sind alle nicht so eine. Die anderen dort draußen, das sind echt komische Gestalten, und wenn wir hinausgehen, werden wir auch wieder zu diesen Gestalten, aber nicht jetzt. Jetzt sind wir hier, und wir hier drin, wir sind eine Gemeinschaft. Ein Geheimclub mit stetig wechselnden Mitgliedern. Mitgliedschaftserwerb per Geburt. Bist du drin, bist du drin. Bist du auf der Tanzfläche, könntest du auch genauso gut auf einem anderen Planeten sein. Hier vor den Spiegeln gehört man dazu, ist man sich einig, hat man die gleichen Feinde, die gleichen Freunde oder interessiert sich einfach für niemanden. Auch das ist willkommen. Hier kommt man sich näher, als man oftmals denkt, fummelt man plötzlich einer wildfremden Frau mit klarem Nagellack im Schritt herum, weil da eine Laufmasche ist, die sie nicht so gut sehen kann. Greift man unter Oberteile, um BHs wieder zu schließen, die beim Tanzen ihren Halt verloren haben. Flickt man kleine Löcher, gerissene Schnallen, abgebrochene Absätze, gebrochene Herzen. Hier kramen wir jedes Werkzeug, jedes Heilmittel, jedes Trostpflaster aus den Untiefen unserer Handtasche. Du hast ein Problem? Der Geheimbund hilft dir, nimmt dich auf in seiner Mitte, bemuttert dich, spricht dir gut zu, hilft dir, rückt dir deinen Kopf zurecht, feiert dich und lästert über deine hässlichen Freunde. Alles, was du brauchst, hier bekommst du ein ganzes Life-Coaching im Zeitraffer. Als ginge es gleich nicht wieder raus auf die Tanzfläche, sondern in den Boxring. Und vielleicht ist das sogar so. Vielleicht ist das Frauenklo in einem Club das Äquivalent zur Ecke im Boxring. Kurz verschnaufen. Kurz setzen. Kurz reden. Dir sagen lassen, dass du die Geilste, Schönste, Beste bist. Du packst das. Du bist der Champ. Die Queen. Das Biest. Das ist nur Blut, lass dich davon nicht beeindrucken. Hier hast du Wasser. Freundliche Worte. Ein Klopfen auf den Rücken als

Zeichen der Unterstützung. Go, Champ, go. Wieder raus mit dir. Raus zu den anderen. Dort bestehen. Dich dort beweisen. Runde für Runde, bis einer k. o. geht. Oder nach Hause.

Alkohol schafft, was das Leben häufig nicht vermag, es schafft Zusammenhalt unter völlig Fremden. Keine Stutenbissigkeit, sondern Support. Liebe für den, der sie gerade braucht. Liebe für jene, die sich gerade nicht lieben kann, und das heißt Liebe für alle reihum. Draußen können wir uns wieder mustern und abschätzig angucken, hier drin aber hat Tuscheln keinen Boden.

29

Hier stehen wir zu dritt in einer Kabine, halten dem Mädels mit den grünen Strümpfen die Haare zurück, während sie sich die Seele aus dem Leib kotzt. «Alkohol?», frage ich laut über das Dröhnen der Musik die mir unbekanntes Frau in dem echt gut sitzenden Glitzerkleid, mit der zusammen ich dafür Sorge, dass das Mädels mit den grünen Strümpfen nicht in ihrem eigenen Erbrochenen einschläft. «Tequila», ruft sie zurück.

«Scheiße!»

«Ja.»

«Vertrage ich auch nicht.»

«Ne, niemand verträgt Tequila», sagt das Glitzerkleid.

«Hmmm.»

«Und Liebeskummer.»

«Was?»

«Sie hat auch Liebeskummer. Deswegen der Tequila.»

«Ah. Scheiße!»

«Ja. Echt.»

«Vertrage ich ja auch nicht.»

«Tequila?»

«Ne, Liebeskummer.»

«Ne, ich auch nicht», meint Glitzerkleid.

«Ne, niemand verträgt Liebeskummer.»

«Hmmm.»

«Geiles Glitzerkleid.»

«Ja, findest du?»

30 «Klar! Voll so ... glitzernd!» Ich bin geistreich, morgens um drei mit fremder Kotze auf den Schuhen.

«Das liegt am Glitzer!» Sie ist auch sehr scharfsinnig.

«Dachte ich mir schon. Hot.»

«Ja, ich wollte so 'nem Typen gefallen!»

«Klar. Und?»

Grünstrumpf würgt.

«Ne, wird nichts. Findet mich nicht so geil oder so. Waren verabredet. Schreibt aber nicht zurück. Hat mich hier sitzen lassen. Das dritte Mal jetzt. Und ich Idiotin geb dem natürlich noch eine Chance.»

«Scheiße.»

«Ja. Egal.»

«Ja?»

«Ja. Egal.»

«Okay.»

«Ne. Eigentlich nicht egal. Aber egal.»

«Ja verstehe. Männer, hm?» Ich Smaltalkqueen laufe zu Hochtouren auf.

«Ja. Egal. Wir können ja nicht alle kotzen.» Ihr Lächeln ist so unecht wie meine Haare.

«Stimmt. Ist auch zu eng hier.»

«Willst du 'nen Schluck?», fragt Glitzerkleid und hält mir eine PET-Flasche hin.

«Wie hast du die denn hier reinbekommen?»

«Tja.»

«Ach so. Was ist denn das?»

«Tequila.»

«Ah. Ja klar. Soll ja super bei Liebeskummer helfen, habe ich mir sagen lassen.»

«Geht so.»

«Ich halte dir die Haare nachher hoch.»

«Und ich dir.» Kleiner-Finger-Schwur. Erwachsenen-Edition.

31

«Das ist 'ne Perücke. Die nehme ich dann ab.»

«Praktisch.»

«Ja. Beim Kotzen schon.»

«Hmmm.»

«Ich muss mal kurz.» Ich mache eine Geste in Richtung der leeren Kabinen.

«Ja, klar.»

Das Klopapier auf solchen Clubtoiletten ist immer leer. Nicht weiter schlimm, ich habe Taschentücher dabei. Irgendwo in meinem BH. Dort, wo ich auch mein Handy, meine EC-Karte, meinen Haustürschlüssel und meinen Perso verstaute habe. Brüste können äußerst praktisch sein. Ich gehe jede Wette ein, dass Glitzerkleid die PET-Flasche auch aus ihrem Ausschnitt gezaubert hat, weil Handtaschen beim Betreten eines Clubs durchsucht werden. Kein besserer Ort für Club-Schmuggelware als ein gut sitzender BH.

Draußen am Waschbecken treffe ich Glitzerkleid wieder. Sie hat es irgendwie geschafft, Madame Grünstrumpf aus der Kabine zu zerren und an ein Waschbecken zu lehnen. Ich zolle ihr gedanklich meinen Respekt, sie wischt sich verschmierte Mascara unter den Augen weg. Grünstrumpf steht neben ihr,

die auch locker als Grännase durchgehen würde. Sofern man das Festklammern am Waschbeckenrand denn «Stehen» nennen möchte.

«Bist du öfter hier?», fragt Glitzerkleid. Ein wenig zu leise, obwohl sie beinahe brüllt. Die Bässe machen mich taub und sie leise.

32 «Ab und an», erwidere ich und frage mich, warum ich mich jedes Mal aufs Neue darüber wundere, dass nie Seife im Seifenspender ist.

«Hast du Seife?»

«Ne. Das nervt auch so hart, hier ist nie Seife.»

«Ich habe Shampoo!», ertönt es aus einer der Kabinen. Kurz darauf rollt ein kleines Fläschchen unter der Tür hervor. Natürlich hat eine immer Shampoo. Eine hat immer etwas, das alle brauchen.

«Top. Danke», antworte ich und hebe es auf.

«Ja, ne, kein Ding.» Die Stimme aus dem Off. «Die Seife ist hier ja immer leer.»

«Ja, ich weiß.» Weiß ich tatsächlich.

«Ist da noch Klopapier?»

«Machst du Witze? Aber ich habe Taschentücher.»

Dinge wechseln unter geschlossenen Klotüren hindurch den Besitzer wie Waren auf einem Markt. Ungeniert und ohne großes Aufsehen.

«Ich sehe aus wie Arsch, das nervt echt immer so», meint Glitzerkleid.

«Ich bin so im Arsch», lässt Grünstrumpf verlauten.

«Der Typ ist ein Arsch!», kontert Glitzi.

«Ärsche sind so euer Ding, was?», murmle ich und bekomme das Shampoo mit nassen Händen nicht auf.

Zur Antwort übergibt Grünstrumpf sich ins Waschbecken. Niemanden stört es groß.

Frauen, die sich auskotzen, kennt man hier. Ob nun Tequila aus dem Magen, Gedanken aus dem Kopf oder Männer von der Seele.

«Ich schwöre, für eine dicke Frau bist du voll schön! Echt jetzt. Ist sie doch, oder?» Miss Glitzer stößt Grünstrumpf diese Worte samt Ellenbogen in die Seite. Diese nickt nur. Wir wissen alle, dass sie nicht mal mehr ihr eigenes Spiegelbild erkennt, geschweige denn mich.

33

Die Tür geht auf. Wieder zu. Gespräche über geschlossene Kabinentüren hinweg. Laut. Lachend. Eine weint. Eine weint immer. Eine tröstet immer. Grünstrumpf kotzt. Auch das tut eine immer.

«Bist du alleine hier?» Eine Frage von Glitzerkleid, die nur auf Frauenklos ohne Anzüglichkeiten verstanden werden kann.

«Ja. Quasi.»

«Ah. Und was suchst du hier?»

«Weiß nicht. Meine Würde, schätze ich.» Klang nicht so witzig, wie ich wollte. Vermutlich, weil zu viel Wahres dran ist.

«Scheiße.»

«Ja.»

«Und? Hast du sie schon gefunden?»

«Ne.»

«Scheiße.»

«Ja.»

«Wegen 'nem Typen?»

«Ja. Irgendwie.»

«Kenn ich.»

«Klar. Wir alle.»

«Hm. Nervt.»

«Wie fehlende Seife?»

«Mehr so wie Kotze von Schuhen wischen.»

Ich lache.

Sie lacht.

In einer Kabine rauscht Wasser.

Grünstrumpf würgt.

Ich heule los.

«Ist noch was vom Shampoo da?», fragt die Shampooofrau und tritt an den Spiegel.

«Klar.»

«Cool. Danke.»

«Ne, ist ja deines. Danke.»

«Was ist los? Warum weinst du?»

«Wegen 'nem Typen», sagt Glitzerkleid.

«Ah. Wie jede hier.»

«Ja.»

«Scheiße.»

«Ja.»

«Na ja, und irgendwie wegen mir», sage ich. «Weil ich so scheiße noch mal ich bin. Versteht ihr?»

«Klar! Voll!», versichern alle um mich herum.

«Kann ich was für dich tun? Vielleicht habe ich was in meiner Handtasche, warte mal.»

Shampooofrau wühlt.

«Ist da das Rezept für Selbstliebe drin?», witzle ich nur halb im Scherz.

«Ha. Nee. Aber Schokolade und Pillen. Das ist fast wie Selbstliebe.»

Shampooofrau macht ein mitfühlendes Gesicht.

Glitzerkleid tupft Grünstrumpf Stückchen vom Mund.

Ich schniefe laut.

«Scheiße.»

«Ja. Geht schon.»

«Sorry. Jetzt hast du nicht mal mehr ein Taschentuch. Was haben die auch nie Klopapier hier in diesem Schuppen?!»

«Schon okay.»

«Ey, nicht weinen, für eine dicke Frau bist du voll schön.»

«Ich hasse es, wenn Menschen das sagen, aber danke.»

35

«Ja echt! Voll schön!»

«Glitzi, DU bist schön. Leckofant. Guck dich mal an!»

«Ja. Ich bin eine Scheißqueen. Eine Scheißqueen, die er nicht will.»

«Wir sagen zu oft Scheiße.»

«Scheiß drauf.»

Ich will nicht hier sein, und dennoch bin ich an keinem Ort lieber als hier. Morgens um drei. Zu der Stunde, in der es zu früh ist, um nach Hause zu gehen, und zu spät, als dass der Abend noch gut werden könnte. Verheult vor dem Spiegel und mit so viel Wut, Zweifel, Fragen und Orientierungslosigkeit. Umgeben von Frauen, die alle ihre ganz eigene Geschichte erzählen. Nicht mit Worten, sondern mit ihrem Auftreten. Mit Miedern unter Kleidern. Mit Nachrichten an den Typen, der nicht antworten wird. Mit grüner Gesichtsfarbe und einem Kater aus der Hölle am kommenden Morgen. Mit einer Spur zu viel Make-up, zu hohen Schuhen, dem einen Augenblick zu langen Blick in den Spiegel, der immer eine Nuance zu kritisch ist. Korrektur. Haltung. Puder und dann wieder Lächeln gegen den ewig gleichen Kampf. Gegen die da draußen, versichern wir uns gegenseitig. Gegen uns selbst, denke ich, während auch ich mein Mieder unter meinem Kleid richte, mich für mein Aussehen im Spiegel tadle, mich zwingt, nicht aufs Handy zu

schauen, um zu sehen, ob er vielleicht geschrieben hat, und mich dafür hassend, dass ich so schlecht Schlussstriche ziehen kann. Und währenddessen meine vom Heulen roten Augen mit kaltem Wasser zu beruhigen versuche.

36

Der Autor Francis Scott Fitzgerald schrieb einst: «In einer wirklich dunklen Nacht der Seele ist es immer drei Uhr morgens, Tag für Tag.» Mein Lieblingszitat. Vielleicht, weil ich so sehr fühlen kann, was er damit ausdrückte. Vielleicht auch nur, weil ich mir mein eigenes Bild dieser merkwürdigen Nachtzeit mache. Drei Uhr morgens, eine Uhrzeit und ein Gefühl. Die Morgenstunde, in der es sich so erschreckend gut grübeln lässt, wieder und wieder, wenn man wachliegt, statt zu schlafen. Eine Uhrzeit wie gemacht für Ängste, Sorgen, Ausweglosigkeiten und Hoffnungslosigkeit aller Art. Ich kenne das. Ich lag oft wach. Oft alleine. Viel zu oft nicht alleine, obwohl ich es gern gewesen wäre. Ich wartete so viele Nächte schon auf den Sonnenschein. Mir immer sicher, dass, wenn es hell wird, das Licht die Schwere dieser Stunde zurück in die Ecken des Schlafzimmers drängt. Dann verkriechen sich die Grübeleien der Nacht wieder zu den Staubmäusen unter die Schränke und warten dort geduldig bis zur nächsten wachen Nacht auf mich.

Und obgleich das vielleicht überraschend klingt, mag ich die Drei-Uhr-morgens-Version von Menschen doch am liebsten. Die ehrliche, unmaskierte, rohe Version. Die, die mich wissen lässt, dass auch sie keine Ahnung haben, wie das Leben funktioniert, wie man geliebt wird und vor allem so ganz und gar nicht, wie man es um Himmels willen schafft, sich selbst zu lieben. Die Version, der man die Sehnsucht ansehen kann, jeder mit seinen ganz eigenen Gründen dafür. Voller Suche,

voller blanker Emotionen. Immer ein wenig kaputter als zu allen anderen Tageszeiten. Vielleicht, weil ich mich dann nicht so alleine fühle. Das Gefühl habe, mein Inneres nicht so gut camouflieren zu müssen. Vielleicht, weil es mir hilft zu wissen, dass ich nicht alleine bin mit all meinen Katastrophen, und vielleicht auch, weil ich mich Menschen mit Sehnsüchten und inneren Kämpfen und Dämonen näher fühle als jenen, deren Welt nie aus den Angeln gerutscht ist. In Begegnung mit den wunden Seelen fremder Menschen, die alle selbst suchen, fühle ich mich nicht mehr so sonderbar.

Miss Glitzerkleid hat die Restauration ihrer Frisur hinter sich gebracht und bläst in Richtung ihrer grünlichen Freundin gen Aufbruch. Er wird jetzt enden, dieser Moment, in dem wir uns fremd und zugleich sehr nah waren. Drei unglückliche Frauen. Alle vor einem Spiegel. Und eine Frau mit Shampoo und Schokolade und Pillen gegen Traurigkeit.

«Wir sehen uns später, ja? Dann tauschen wir Nummern!», ruft Glitzerkleid über das Poltern der Bässe hinweg.

«Klar!», nicken wir alle zuversichtlich und wissen ganz genau, dass das nie passieren wird und auch nicht passieren muss. Wir haben uns gegeben, was wir geben konnten. Genommen, was gerade gebraucht wurde. Wir sind uns nichts schuldig. Nicht uns gegenseitig. Nur uns selbst.

Ich schulde mir noch ein Leben. Ein drei Uhr morgens ohne Gedankenkarussell. Eine Version von mir, die mich nicht ausklammert, und den Mut, ein kleines bisschen mehr für mich übrigzuhaben.

Francis Scott Fitzgerald schrieb auch: «Wir müssen diesen

schrecklichen Ort morgen verlassen und nach Sonnenschein suchen.»

Ja, Francis, morgen suchen wir nach Sonnenschein. Morgen. Nach drei Uhr morgens.